

Hoch zu Ross (A cheval)

(Übersetzung von [Hedda Eulenberg](#), Erstveröffentlichung 1901 bei Reclam/Leipzig © [Thomas Eulenberg](#) 1999)

Sie lebten kümmerlich von seinem kärglichen Gehalt. Zwei Kinder waren ihnen seit ihrer Hochzeit geboren worden. Ihretwegen hatten sie sich zuerst einschränken müssen, mit ihnen hatte jenes verschämt bedürftige, elende Familienleben für sie begonnen, das man bei verarmten Adligen, die ihren Platz in der Gesellschaft doch gern behaupten wollen, so oft findet.

Hector de Gribelin war in der Provinz von einem alten Abbé im Haus seiner Eltern erzogen worden.

Auch sie waren nicht reich, doch schleppten sie sich so durch und waren vor allem stets darauf bedacht gewesen, den Schein zu wahren.

Als er zwanzig Jahre alt geworden war, hatte man eine Anstellung für ihn gesucht, und er war mit einem Gehalt von fünfzehnhundert Francs als Beamter in das Marineministerium eingetreten. Das wurde jedoch für ihn die Klippe, an der er scheiterte, wie alle, die sich nicht von früh an zu dem harten Kampf ums Dasein gestählt haben; wie alle, die das Leben durch eine Rosenwolke sehen und nicht wissen, wo und wie sie Widerstand leisten müssen; wie alle, denen man nicht von Kindesbeinen an Energie und Kampfgeist anerzogen, denen man keine Waffe zum Angriff oder zur Verteidigung in die Hand gegeben hat.

Die ersten drei Jahre seines Beamtenlebens waren fürchterlich.

Er war mit einigen Bekannten seiner Familie zusammengetroffen, alten Leuten, die auch ihr Leben nicht gelebt hatten und nicht begütert waren. Sie wohnten in den vornehm langweiligen Straßen des Vororts Saint-Germain und verkehrten alle miteinander.

Diese armen Aristokraten waren Fremdlinge im modernen Leben. Bescheiden und stolz bewohnten sie vornehm stille Häuser. Vom untersten bis zum obersten Stockwerk standen da nur klangvolle Namen an den Wohnungstüren, doch war das Geld von der ersten bis zur sechsten Etage gleich knapp.

Die alten Vorurteile, die ewige Angst, ja allen Anforderungen ihres Standes gerecht zu werden, ja nicht herunterzukommen, gingen wie Gespenster in den einst so glänzenden Familien um, die durch die Untätigkeit der Männer ruiniert worden waren. In dieser Gesellschaft nun traf Hector de Gribelin ein junges Mädchen, adlig und arm wie er, und heiratete sie.

In vier Jahren hatten sie zwei Kinder.

Während vier weiterer Jahre kannte der arme, von Sorgen geplagte Haushalt keine anderen Vergnügungen als den sonntäglichen Spaziergang in den Champs-Élysées und im Winter ein oder zwei Theaterbesuche — wenn ein Kollege ihnen einmal Freibillets geschenkt hatte.

Einst im Frühjahr jedoch erhielt Hector von seinem Chef den Auftrag, eine zusätzliche Arbeit auszuführen, wofür ihm ein außerordentlicher Zuschuss von dreihundert Francs bewilligt wurde.

Als er mit dem Geld nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Meine liebe Henriette, wir können uns jetzt wirklich einmal etwas gönnen. Wollen wir nicht mit den Kindern einen Ausflug machen?“

Nach vielem Hin- und Herreden beschlossen sie, einen ganzen Tag im Freien zu verbringen und draußen zu Mittag zu essen.

„Einmal ist keinmal“, rief Hector, „wir werden für dich, für die Kinder und das Mädchen einen Break mieten und ich leihe mir ein Pferd aus der Reitbahn. Es wird mir sicher guttun, wieder einmal im Sattel zu sitzen.“

Die ganze Woche hindurch sprach man von nichts anderem als von diesem Ausflug.

Jeden Abend, wenn er aus dem Dienst zurückkam, ließ Hector sein ältestes Söhnchen auf dem Knie reiten, ließ ihn hopsen, so hoch er wollte, und sagte dabei: „So wird Papa am Sonntag galoppieren, so wird Papa auf der Promenade reiten.“

Und der Kleine setzte sich nur noch rittlings auf die Stühle, hüpfte auf und ab und schrie: „Das ist Papa zu Pferde!“

Selbst das Mädchen blickte den Herrn ganz anders an, seit sie wusste, dass er am Sonntag den Wagen zu Pferd begleiten wollte, und während aller Mahlzeiten hörte sie ihn jetzt nur von der Reitkunst und von den Heldentaten reden, die er früher, als er noch zu

Hause war, vollbracht hatte. Oh, er war in einer guten Schule gewesen, und wenn er erst mal wieder ein Pferd zwischen den Beinen hatte, dann konnte ihm nichts mehr imponieren, nichts mehr.

Und er rieb sich vergnügt die Hände und wiederholte zu seiner Frau: „Weißt du, wenn man mir ein Tier geben könnte, das ein bisschen störrisch ist, so wäre mir das gerade recht. Du sollst mal sehen, wie ich aufsteige! Wenn du willst, fahren wir auf dem Rückweg durch die Champs-Élysées. Pass auf, wir werden famos aussehen, und es wäre mir gar nicht unlieb, wenn uns jemand aus dem Ministerium begegnete. So etwas genügt oft, um bei seinen Vorgesetzten zu Ansehen zu kommen.“

An dem bestimmten Tag kamen Wagen und Pferd zu gleicher Zeit vor der Tür an. Er ging sogleich hinunter, um seinen Gaul in Augenschein zu nehmen. Er hatte sich Stege an die Beinkleider nähen lassen und schwang

eine Reitgerte, die er tags zuvor gekauft hatte.

Er hob die vier Beine des Tieres nacheinander auf, klopfte sie, tätschelte seinen Hals, die Seiten, die Gelenke, untersuchte sein Gebiss, stellte sein Alter fest und hielt, als die ganze Familie herunterkam, einen kleinen theoretischen und praktischen Vortrag über das Pferd im allgemeinen und dieses hier, das ein wertvolles Tier sei, im besonderen.

Als nun alle im Wagen gemütlich Platz gefunden hatten, prüfte er Sattel und Zaum seines Pferdes, setzte den Fuß in den Steigbügel und plumpste schwer auf das Tier herunter, das unter der Last zu tanzen begann und seinen Reiter beinahe abgeworfen hätte. Hector, selbst aufgeregt, versuchte es zu beruhigen. „Na, sachte, lieber Freund, sachte!“ Und als es wieder stillgeworden war und er selbst sich Haltung gegeben hatte, fragte er: „Seid ihr fertig?“

Alle Stimmen antworteten: „Ja.“

Mit lauter Stimme kommandierte er; „Los!“

Und der Zug setzte sich in Bewegung.

Alle Blicke hingen an ihm.

Er trabte Englisch und ließ sich jedesmal viel höher schnellen, als es nötig war. Wenn er kaum den Sattel wieder fühlte, schoss er gleich wieder in die Höhe, als wolle er sich in die Sphären schwingen. Oft schien es, als käme er auf die Mähne des Tieres zu sitzen; er hielt den Blick starr geradeaus gerichtet, sein Gesicht war gespannt, seine Wangen waren blass.

Seine Frau, die eins der Kinder auf dem Schoß hielt, und das Mädchen, welches das andere trug, wiederholten in einem fort: „Seht mal, wie schön Papa reitet; seht mal, wie schön Papa reitet!“ Und die beiden kleinen Bengel, ganz erregt vom Fahren, von der frischen Luft und ihrer Freude, stießen ein lautes Frohgeschrei aus. Das Pferd erschrak darüber dermaßen, dass es in Galopp fiel. Vergebens bemühte sich der Reiter, es zum Stehen zu bringen; er verlor nur seinen Hut dabei. Der Kutscher musste vom Bock steigen, um ihn wieder aufzuheben, und als ihn Hector glücklich wieder auf dem Kopf hatte, rief er seiner Frau von weitem zu: „Sorge doch dafür, dass die Kinder nicht so ein Geschrei machen — ich muss sonst wahrhaftig noch böse werden!“

Im Wald von Vesinet nahmen sie im Gras das Mahl ein, das sie in einem Kofferchen mitgenommen hatten.

Obwohl der Kutscher auf die drei Pferde achtgab, stand Hector alle Augenblicke auf, um sich zu überzeugen, dass seinem Pferd nichts mangelte; er klopfte ihm den Hals und gab ihm Brot, Kuchen und Zucker zu fressen und erklärte: „Das ist ein wilder Kerl! Er hat sogar mir in den ersten Augenblicken zu schaffen gemacht. Doch bin ich bald mit ihm fertig geworden, wie du gesehen hast. Nun hat er seinen Herrn und Meister gespürt und wird sich nicht mehr mucksen.“

Wie sie sich vorgenommen hatten, schlugen sie den Rückweg über die Champs-Élysées ein.

Die breite Allee wimmelte von Wagen, und an den Seiten spazierte eine solche Menge von Fußgängern, dass es aussah, als winde sich rechts und links ein schwarzes Band vom Arc de Triomphe bis zur Place de la Concorde. Eine Flut von Sonnenlicht lag auf all den Gestalten und blinkte in dem Lack der Kutschen, den Beschlägen der Geschirre und den Klinken der Wagenschläge.

Ein Rausch der Bewegung, eine Trunkenheit vor Lebenslust schien die Menschen, Gefährte und Rösser dahinzureissen. Und der Obelisk weit unten reckte sich aus goldigen Dunstwolken empor.

Kaum hatte Hectors Pferd den Triumphbogen durchtänzelt, da wurde es von neuem Feuer ergriffen, jagte zwischen den rollenden Rädern hindurch und, allen Bändigungsversuchen seines Reiters spottend, seinem Stall zu.

Den Wagen hatte es schon weit hinter sich gelassen, und als es den Industriepalast erreicht hatte, schwenkte es, da es nun freie Bahn vor sich sah, einfach rechts ab und sauste im Galopp weiter.

Eine alte Frau ging ruhigen Schritts über die Straße. Sie befand sich gerade mitten auf dem Fahrdamm, als Hector im schnellsten Tempo angeritten kam. Da er fühlte, dass er jede Gewalt über das Tier verloren hatte, schrie er aus Leibeskräften: „Heda! Achtung! Holla!“ Aber die Alte musste wohl taub sein, denn sie ging unbeirrt weiter, bis sie von der Brust des wie eine Lokomotive dahinrasenden Pferdes getroffen und zur Seite geschleudert wurde. Sie flog wohl zehn Schritt weit durch die Luft und überschlug sich wenigstens dreimal.

Man hörte ein Geschrei: „Haltet ihn! Haltet ihn!“ Hector klammerte sich fassungslos an die Mähne seines Tieres und schrie: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“

Ein fürchterlicher Stoß schleuderte ihn wie eine Kugel über den Kopf des wilden Gauls hinweg gerade in die Arme eines Polizisten, der sich ihm entgegen warf. Im nächsten Augenblick sah er sich von einer wütenden, durcheinanderschreienden und gestikulierenden Menge umgeben. Ein alter Herr, der einen großen runden Orden im Knopfloch trug und einen langen weißen Schnurrbart hatte, tat sich besonders hervor und schien maßlos erbittert zu sein. Ein über das andere Mal wiederholte er: „Donnerwetter, wenn man so ungeschickt ist, bleibt man besser zu Hause! Man bringt nicht Leute auf der Straße um, wenn man nicht reiten kann!“ Mittlerweile erschienen vier Männer, die die alte Frau trugen. Ihre Haube saß schief, ihr Gesicht war bleich und voll Staub, und sie schien tot zu sein.

„Tragt die Frau in eine Apotheke“, sagte der alte Herr, „wir anderen gehen zum Polizeikommissariat!“ Hector wurde von zwei Polizisten geleitet, ein dritter führte das Pferd. Ein großer Trupp Leute folgte ihnen. Plötzlich erschien der Break. Madame de Gribelin stürzte heraus, das Mädchen verlor ganz den Kopf, die kleinen Jungen begannen zu zetern. Er erklärte ihnen, dass er gleich wieder zurück sein werde, er habe nur eine Frau überritten, und es sei gar nicht schlimm. Seine verzweifelte Familie entfernte sich.

Beim Polizeikommissar ging die Sache sehr rasch. Er nannte seinen Namen, Hector de Gribelin, Beamter im Marineministerium, und wartete dann noch ein wenig auf Nachricht über das Befinden der Verunglückten. Bald

kam ein zur Apotheke geschickter Polizist mit der Botschaft zurück, dass die Alte das Bewusstsein wiedererlangt, doch „inwendig“ Schmerzen habe. Sie sei eine Hausbedienstete, fünfundsechzig Jahre alt, und heiÙe Madame Simon.

Als er hörte, dass sie nicht tot sei, schöpfte Hector neuen Mut und versprach, für die Heilungskosten aufzukommen. Dann ging er selbst zur Apotheke, deren Tür von einer großen Menschenmenge umlagert war. Die gute Alte lag in einem Sessel dahingestreckt, blickte stumpf vor sich hin, ließ die Hände schlaff herabhängen und stöhnte. Zwei Ärzte waren um sie beschäftigt. Es schien nichts gebrochen, doch befürchtete man eine innere Verletzung.

Hector fragte: „Haben Sie Schmerzen?“ „Ach ja!“ „Wo denn?“

„Es fühlt sich an, als hätte ich Feuer in den Eingeweiden.“

Einer der Ärzte fragte Hector: „Sind Sie an dem Unfall schuld, Monsieur?“ „Ja, Monsieur.“

„Ich halte es für das Beste, wenn Sie die Frau in ein Krankenhaus schicken. Ich kenne eins, wo sie schon für sechs Francs pro Tag unterkommen kann. Wenn Sie wünschen, will ich es gern für Sie erledigen.“

Hector nahm das Anerbieten an, dankte und begab sich erleichtert auf den Heimweg.

Seine Frau erwartete ihn in Tränen; er konnte sie beruhigen.

„Es ist nichts. Der alten Frau geht es schon besser, in drei Tagen ist die ganze Sache vergessen. Ich habe sie in ein Krankenhaus geschickt. Die Sache hat gar nichts auf sich, glaube mir nur.“

Als er am folgenden Tage aus dem Dienst kam, besuchte er die Kranke. Sie war gerade damit beschäftigt, mit zufriedener Miene eine fette Bouillon zu verzehren.

„Nun, wie geht's?“ fragte er.

„Ach, lieber Herr“, entgegnete sie, „noch immer nicht besser. Ich fühle mich ganz zerschlagen, noch gerade so wie gestern.“

Der Arzt meinte, man müsse abwarten, es könne vielleicht eine Komplikation nachkommen.

Also wartete Hector drei Tage und ging dann wieder hin. Die alte Frau, die ganz munter und frisch aussah, fing, sobald sie seiner ansichtig wurde, zu jammern an: „Ach, lieber Herr, ich kann kein Glied rühren, kein Glied! Ich hab was weg, bis an mein Ende.“

Ein Schauer überlief Hector. Er fragte den Arzt; der zuckte mit den Schultern,

„Ich kann auch nicht wissen, Monsieur, was sie eigentlich hat. Sobald man sie anrührt, fängt sie an zu jammern, und man kann nicht mal ihr Bett von einer Ecke in die andere rollen, ohne dass sie loswimmert. Und ich muss glauben, was sie sagt; ich kann schließlich nicht in sie hineinsehen. Solange ich sie nicht habe gehen sehen, habe ich kein Recht zu glauben, dass sie simuliert.“

Die Alte hörte unbeweglich und mit tückischem Blick zu.

Acht Tage vergingen, vierzehn Tage, ein Monat. Madame Simon verließ ihr Bett niemals. Sie aÙ vom Morgen bis zum Abend, wurde dick und rund, lachte und plauderte mit den anderen Kranken und schien sich so an ihre Unbeweglichkeit gewöhnt zu haben, als sei sie der wohlverdiente Lohn für die fünfzig Arbeitsjahre, während deren sie treppauf treppab gelaufen war, Kohlen geschleppt und Stiegen und Korridore gescheuert hatte.

Hector besuchte sie jeden Tag mit wachsender Angst. Und jeden Tag fand er sie gesund und munter aussehend, obwohl sie erklärte: „Ich kann kein Glied mehr rühren, lieber Herr, kein Glied mehr!“

Jeden Tag erkundigte sich Madame de Gribelin ängstlich: „Und Madame Simon?“

Und jedesmal antwortete er niedergeschlagen und verzweifelt: „Noch keine Besserung. Aber auch gar keine.“ Sie entließen das Mädchen, weil ihr Lohn nicht mehr zu erschwingen war. Man sparte an allen Ecken und Enden, und von der außerordentlichen Zuwendung war bald nichts mehr übrig.

Da ließ Hector vier berühmte Ärzte kommen und versammelte sie um das Bett der Alten. Sie ließ sich untersuchen, beklopfen, behorchen und blickte jeden tückisch an.

„Wir müssen sie zum Gehen bringen“, sagte einer.

Sie schrie: „Ich kann nicht, meine lieben Herren, ich kann nicht!“

Sie fassten sie an, hoben sie auf und schleppten sie ein paar Schritte weit. Doch sie glitt ihnen aus den Händen, schlug auf dem Fußboden hin und stieß ein so klägliches Geheul aus, dass sie froh waren, als sie sie mit unendlicher Vorsicht wieder auf ihr Lager gebettet hatten.

Nun gaben sie ein vorsichtig gefasstes Gutachten ab, das aber immerhin auf völlige Arbeitsunfähigkeit lautete.

Als Hector diesen Bescheid seiner Frau brachte, sank sie auf einen Stuhl nieder und stammelte: „Da wäre es am Ende besser, wenn wir sie zu uns ins Haus nähmen; es käme dann nicht so teuer.“

Er fuhr auf: „Zu uns nehmen? Hierher? Was denkst du denn?“

Sie antwortete mit Tränen in den Augen und sich in alles ergebend: „Was willst du machen, lieber Freund? Es war doch nicht meine Schuld!“